Der verschwundene Turm
Zur Geschichte des Johannsbau-Projekts bis 1913
Teil 2

Roland Halfen

1. Die Pläne vom August 1911

Während man in München an den Vorbereitungen für die Aufführung des heiligen Dramas von Eleusis und der beiden ersten Mysteriendramen Rudolf Steiners arbeitete, entstanden Anfang August des Jahres 1911 die ersten Planzeichnungen, auf denen der damalige Architekt Carl Schmid-Curtius die konkrete Gestaltung des Münchner Johannesbau-Projektes vorstellte. Neben einem Lageplan mit den Grundrissen der geplanten Gebäude und Andeutungen der Wegführung (Abb. 1) sind drei Aufrisszeichnungen des Komplexes erhalten, wie er sich von der Fuchsstraße, von der Ungererstraße und von der, wie es dort heißt, «Gartenseite» aus präsentieren würde (Abb. 2). Einige Tage später folgte am 14. August noch eine dreidimensional angelegte Zeichnung aus der Vogelperspektive, die sich auf den Hauptbau ohne die Gebäude an der Germania- und der Ungererstraße beschränkt (Abb. 3).

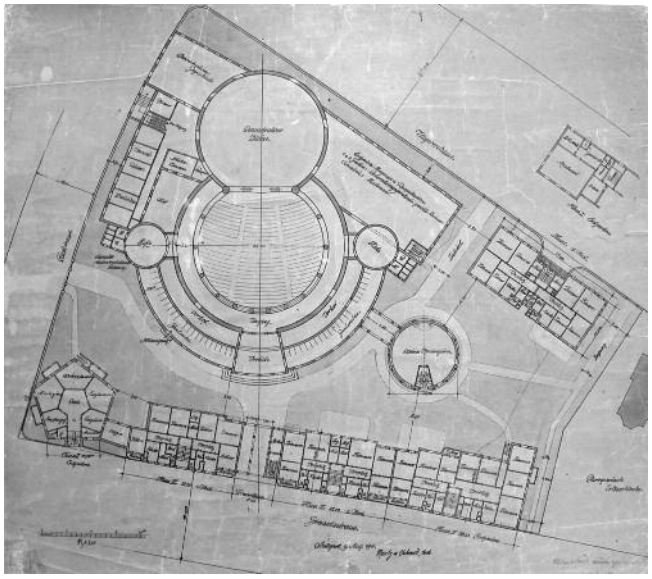

Abb. 1: Lageplan des Johannesbaugelandes

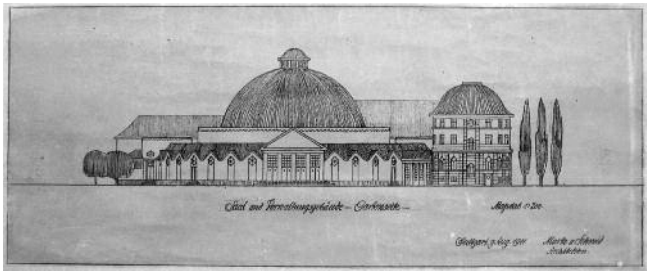

Abb. 2: Aufrisszeichnung des Johannesbaus von Westen

Betrachtet man zunächst einmal den Lageplan mit den Grundrissen (Abb. 1), können sogleich die Unterschiede zum späteren Dornacher Bau auffallen: Die beiden Rotunden besitzen keine freistehenden Querflügel, sondern sind bereits ab der Mitte der Westrotunde in die umgebenden Magazin- und sonstigen Gebäude einge-

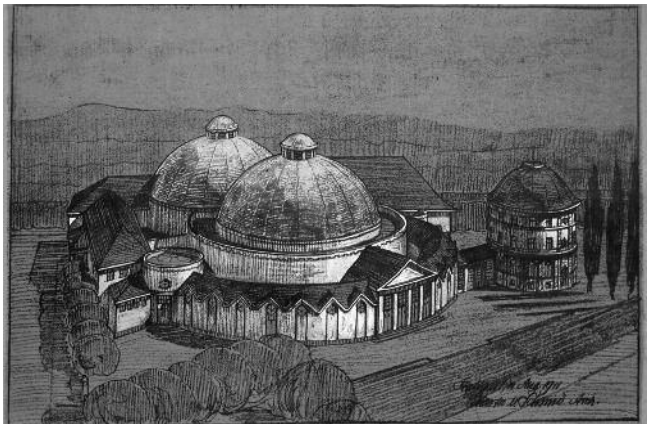

Abb. 3: Kolorierte Zeichnung des Johannesbauareals aus der Luft

fügt, die sich ihrer Außenkontur nach an die Linien der dortigen Straßenführung anpassen. Die Nord-Süd-Achse wird dagegen weiter westlich auf der Linie, die durch das Zentrum der Westrotunde führt, durch zwei weitere, allerdings deutlich kleiner dimensionierte Rotunden markiert, die beide als «Halle» bezeichnet werden und als Gelenkstelle zwischen den umlaufenden Garderoben und den seitlichen Zugängen zum Innenraum fungieren. In diesen pufferartigen Foyers befinden sich die Zugänge zu den Toiletten sowie auf der Nordseite ein kleinerer Ausgang in den Hof.

Die Kuppeln der beiden Rotunden erscheinen zunächst gleich groß, was damit zusammenhängt, dass allein die Westrotunde mit Säulen bestückt ist, und die Kuppel hier nicht wie im Osten auf der Außenwand, sondern auf dem Säulenkreis aufruht. Der Umgang der Westrotunde reicht dabei bis kurz unterhalb des Tambours hinauf, sodass es hier auch keine Fenster gibt. Zwar sieht man deutlich, dass die dortigen Säulen sich nach Osten hin vergrößernde Abstände besitzen. Dafür aber stehen die beiden siebenten Säulen nicht mehr frei, sondern liegen jeweils an der Stirn einer Wandzunge, welche durch das Hineinragen der Ostrotundenwand in den Umgang der Westrotunde gebildet wird.

Die Ostrotunde wird auf dem Grundriss interessanterweise nicht einfach als Bühne, sondern als «Demonstrationsbühne» bezeichnet, und dementsprechend findet sich auf der Nordostseite der umgebenden Anlagen ein daran anschließender Raum – der mit rund 150 Quadratmetern fast halb so groß ist wie die auf der Südwestseite befindlichen Kulissen- und Malräume – mit der Bezeichnung «Demonstrationsgegenstände». Desgleichen finden sich auf dieser Seite der Rotunde mehrere kleinere Räume, die als «Versuchsräume» und «Werkstätten» bezeichnet werden.[1]

Das deutet klar darauf hin, dass man zu diesem Zeitpunkt den Bühnenraum nicht nur für die Aufführung von Dramen veranlagt wissen wollte, sondern ebenso für die Demonstration von Objekten, Vorgängen oder Phänomenen, die mit den anliegenden Werkstätten und Versuchsräumen zu tun haben. So erscheint hier neben den von Alexander Strakosch angegebenen Funktionen der Bühne für dramatische Aufführungen sowie für erkenntniskultische Veranstaltungen im Rahmen der esoterischen Schule[2] ein weiterer Aspekt, der sich mit denen von Kunst und (Erkenntnis-)kult zur paradigmatischen Trias von Kunst, Wissenschaft und Religion zusammenschließen lässt.

So hatte Rudolf Steiner in einem Vortrag vom 19. Mai 1905 in Berlin auf Richard Wagner und Edouard Schuré als Vorreiter einer Wiedervereinigung der drei im Laufe der letzten Jahrhunderte getrennten Strömungen hingewiesen:

«Richard Wagner hat den Pulsschlag der Erdenentwicklung erlebt, ebenso wie Edouard Schuré, der aus diesem Impuls heraus das alte Mysteriendrama der eleusinischen Mysterien rekonstruiert hat. So zeigt uns das Ereignis Bayreuth den Zusammenfluss zweier Kulturströmungen, das Aufleben der Mysterien Griechenlands und ein neues Christentum. So empfand Richard Wagner, und so empfanden die, die um ihn waren, und so empfand auch Edouard Schuré diese Kunst als ein erstes Vorspiel zu einer Vereinigung dessen, was sich einstmals getrennt hatte. In dem Urdrama [von Eleusis] waren Religion, Kunst und Wissenschaft in einem vereint, bis sie sich spalteten. Die Kunst ging für sich – Aischylos, Sophokles –, die Religion und Wissenschaft gingen ihre eigenen Wege. Drei Ströme nebeneinander sind so aus der gemeinsamen Wurzel der griechischen Mysterien erwachsen. Jede dieser Strömungen hat nur groß werden können dadurch, dass sie zunächst ihren eigenen Weg ging. Die Zeit fand für das Gemüt einen besonderen religiösen Ausdruck, für die Sinne einen künstlerischen und für die Vernunft einen wissenschaftlichen Ausdruck. So musste es kommen, denn nur, wenn der Mensch auf getrenntem Wege eine jede dieser Fähigkeiten entfalten konnte bis zur höchsten Blüte, konnte eine Vollkommenheit erreicht werden. Die Religion, wenn sie hinaufgeführt ist zu der Höhe der christlichen Weltanschauung, ist bereit, sich wieder zu vereinigen mit der Kunst und der Wissenschaft. Dichtung, Malerei, plastische Kunst und Musik, sie werden erst ihre Höhe erreichen, wenn sie sich wieder vereinigen mit der wirklichen Religion. Und die Wissenschaft, die erst in der Neuzeit zur vollen Entfaltung gelangt ist, hat in Wahrheit den Impuls gegeben zur Vereinigung dieser drei Strömungen. Jetzt ist durch Richard Wagner, der als einer der ersten den Impuls einer neuen Vereinigung von Kunst, Wissenschaft und Religion empfand, diese Vereinigung als eine neue Weihegabe der Menschheit dargeboten.»[3]

Um was für Demonstrationen genau es sich hierbei gehandelt hätte, ist schwer zu ermitteln, aber es dürfte sicher nicht abwegig sein, daran zu denken, dass Steiner bereits in diesem Kontext manches von dem hätte entwickeln können, was dann nach dem Ersten Weltkrieg an naturwissenschaftlich-technischen Forschungen in Stuttgart und an anderen Orten angeregt wurde.[4] Hinweise auf die wissenschaftliche Seite des Münchner Projektes finden sich bereits in programmatischer Form innerhalb der Broschüre «An die Mitglieder der deutschen Sektion, den Johannesbau betreffend«, wo explizit von dem Projekt einer Hochschule für Geisteswissenschaft die Rede ist. Hier waren bereits konkrete Verhältnisse mit Lehrbeauftragten in vielen Lebensgebieten angedacht worden.[5]

Zur wissenschaftliche Seite des Münchner Projektes gehörte zunächst vor allem die Arbeit von Felix Peipers, der auf der einen Seite zu den tragenden Gestalten des Münchner Johannesbauvereins gehörte, auf der anderen für seine Arbeit als Mediziner immer wieder Anregungen von Rudolf Steiner aufgriff und ins Praktische umzusetzen versuchte.[6] Am bekanntesten sind hier seine ab 1908 beginnenden Versuche zur medizinischen Therapie mit Farben (Chromotherapie) anhand der

dafür mit Hilfe von Max Benzinger hergestellten Farbkammern.[7] Als deutliches Indiz für den Status dieser Arbeit waren im Vorfeld des Münchner Johannesbaus in einer der von Alexander Strakosch entworfenen Grundrissstudien auffällig viele der umgebenden Räume mit der Bezeichnung «Chromotherapie» versehen worden.[8]

Auf dem Grundriss vom 9. August 1911 ist das für Peipers Arbeit vorgesehene fünfeckige Gebäude an der Nordwestecke des Geländes allerdings nicht als das bezeichnet, was es werden sollte, sondern wie ein gewöhnliches Wohnhaus dargestellt, wo sich im Erdgeschoß lediglich Räume mit der unverdächtigen Bezeichnung «Anrichte», «Empfang», «Teezimmer», «Musikzimmer» usw. finden. Dies änderte sich dann auf späteren Plänen. Insofern hat man bei den Namen der Räumlichkeiten des Grundrissplanes immer damit zu rechnen, dass diese im Hinblick auf die Prüfung der Pläne durch die Baubehörden nicht unbedingt die exakte und schlussendliche Funktion des einmal erbauten Gebäudes angeben, um nicht bereits durch die Bezeichnungen auf Seiten der Behörden Misstrauen zu erwecken und unnötige Diskussionen zu provozieren. Berücksichtigt man einmal, was im Verlauf der Eingaben für Widerstände schon allein der fünfeckige Grundriss des Hauses bei der lokalen Baukommission hervorrufen sollte, war diese Vorsicht keineswegs übertrieben.[9]

2. Der Turm

Ein Gleiches gilt für den an das Hauptgebäude südwestlich angegliederten freistehenden Rundbau, dessen Grundriss auf dem Plan die Bezeichnung «Kleines Vereinszimmer» trägt. Auf den Blättern mit der Gartenansicht (Abb. 2) und der Vogelperspektive (Abb. 3) kann man dieses durch einen sechseinhalb Meter langen, parallel zur Ungererstraße verlaufenden Zugang mit dem Hauptbau verbundene Gebäude näher studieren. Sein Mittelpunkt befindet sich exakt dort, wo sich die beiden von den Eckpunkten des Grundstücks ausgehenden Diagonalen kreuzen. Dadurch nimmt das Gebäude eine bedeutsame Mittelpunktsstellung ein, obwohl dies auf den Plänen nicht sogleich ins Auge springt. Die Form ist auf diesem Plan noch vollkommen zylindrisch, während man schon bald darauf das Treppenhaus nach außen verlegte. Auf derjenigen der drei Seitenansichten, auf welcher das Gebäude zu sehen ist (Abb. 2), ist die Struktur des Gebäudes am besten erkennbar. Es lässt sich gliedern in einen unteren, rustikal verzierten Teil mit den Fenstern des Untergeschosses und des Hochparterres, einen mittleren Teil mit den Fenstern des ersten Stocks und des Obergeschosses sowie einen oberen Teil mit dem leicht geschwungenen, haubenförmigen und zunächst noch fensterlosen Dach.[10] Die schlanken Fenster des Hochparterres schließen nach oben mit einem karoförmigen Element ab und besitzen dadurch eine gewisse Verwandtschaft zu den sechseckigen Fenstern im Umgang des Hauptgebäudes. Auch die Fenster des Treppenhauses besitzen einen giebelförmigen Abschluss, während ansonsten alle anderen Fenster des Gebäudes schlicht rechteckig gehalten sind. Da es keine stockwerkorientierten Grundrisse des Rundbaus gibt, bleibt hier noch unklar, wie der Verbindungsgang vom Hauptgebäude her auf die beiden unteren Geschosse treffen soll.

Genaueres über die Innengliederung erfährt man nicht; lediglich auf dem Geländeplan erkennt man zum einen den Grundriss des Treppenhauses und zum anderen auf der gegenüberliegenden Seite an der dortigen Wand einige skizzenhafte Linien, die eine ellipsoide Form mit zwei seitlich angegliederten Elementen zeigen. Diese Linien sind für den Zweck des Grundrissplanes nicht notwendig und scheinen eher später im Vorfeld der Pläne vom 2. Dezember eingefügt worden sein (s. u.). Auffällig ist weiterhin, dass diese beiden Elemente sich streng an der auf dem Grundriss eingezeichnete Ost-West-Linie orientieren, wie es sonst nur beim Hauptgebäude und beim fünfeckigen Gebäude an der Ecke von Fuchs- und Germaniastraße der Fall ist. Anhaltspunkte für die Wahl der Größe des Gebäudes (angegebener Durchmesser 13,70 m) gibt es nicht.

3. Drei Grundrisse vom 2. Dezember 1911

Die drei Skizzen (Abb. 4–6) sind lediglich mit «2. Dez.» unterschrieben, können aber nicht erst im Dezember 1912 entstanden sein, da das Gebäude auf einem zu dieser Zeit entstandenen Lageplan (Abb. 14) bereits nicht mehr vorhanden ist. Die Entwürfe dokumentieren einen nächsten Schritt in der Gestaltung des Turms, bei dem man sich bereits nähere Gedanken über die Innengestaltung des Gebäudes machte. Zur selben Zeit traf die Antwort der lokalen Baukommission ein, in der man Änderungen an den Plänen verlangte; die dokumentierten Überlegungen bezüglich der Innengestaltung scheinen jedoch unabhängig davon erfolgt zu sein. Die drei Blätter zeigen den Grundriss für das Untergeschoß, das Erdgeschoß und den ersten Stock, wobei der letztere in einem leicht abweichenden Maßstab ausgeführt wurde.[11]

Auf diesen Entwürfen ist das Treppenhaus bereits ausgegliedert, was darauf hinweist, dass man offenbar besonderen Wert darauf legte, den kreisförmigen Grundriss zumindest auf den beiden unteren Ebenen vollständig ausschöpfen zu können, während der 1. Stock (Abb. 4) in einzelne Räume unterteilt werden sollte, die auf dieser Skizze mit «Garderobe», «Küche» und «Salon» bezeichnet sind. Die nur teilweise ausgearbeitete Skizze des 1. Stocks scheint ferner darauf hinzuweisen, dass die damaligen Interessen sich vor allem auf die beiden unteren Ebenen des Gebäudes konzentrierten, dessen Durchmesser diesmal mit 14 Metern angegeben wird.

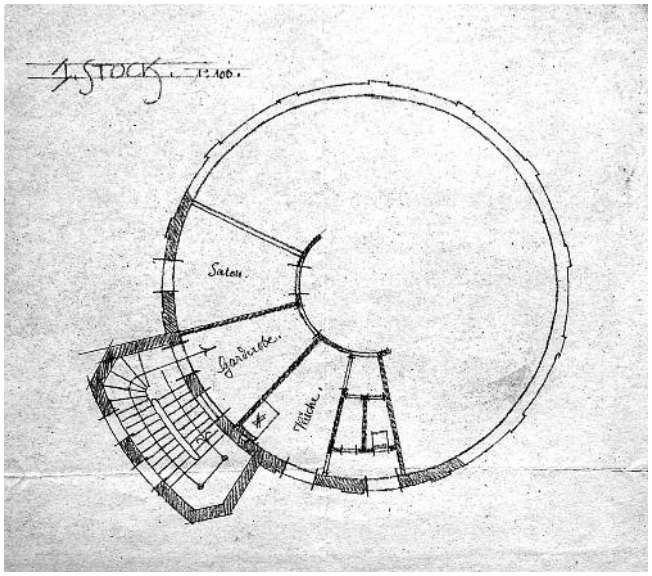

Abb. 4: Grundrissskizze für das 1. Obergeschoß des Verwaltungsgebäudes

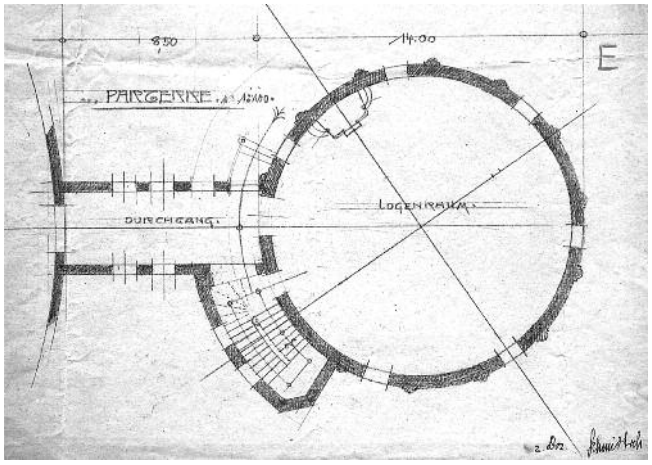

Abb. 5: Grundrissskizze für das Erdgeschoß des Verwaltungsgebäudes

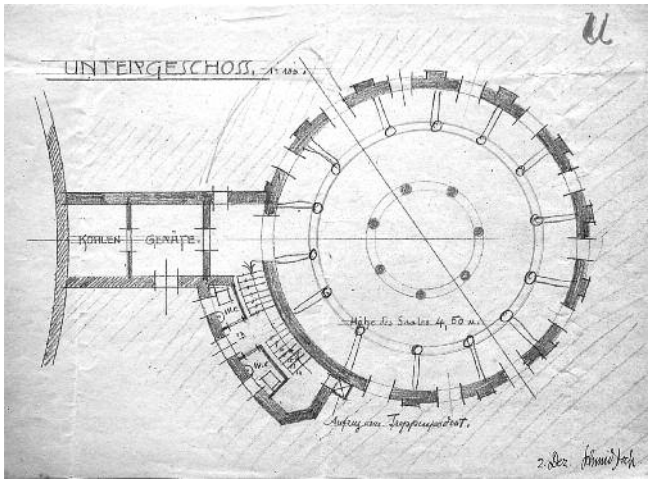

Abb. 6: Grundrissskizze für das Untergeschoss des Verwaltungsgebäudes

Der Grundriss des Erdgeschosses (Abb. 5) wird hier zum ersten Mal als «Logenraum» bezeichnet und die Verbindung zum Durchgang sowie zum Treppenhaus geklärt. Während letzteres aus der – erneut markierten – Ost-West-Achse des Turms herausgenommen und auf dessen Nordseite an den Durchgang angegliedert wurde, zeigt der Entwurf außerdem die direkte Verbindung zwischen dem Durchgang und dem Logenraum, der somit von der Nordostseite her durch zwei nahe beieinander liegende Eingänge betreten werden konnte. Daneben erkennt man noch einige Stufen und eine Tür, durch welche man von Osten her in den Durchgang und von dort in den Logenraum gelangen kann.

Der Raum selbst ist nicht weiter gegliedert, aber es ist gut erkennbar, dass sich die Position der Fenster an der Ost-West-Linie orientiert. Die Verteilung ist gleichmäßig und wird nur durch die Zugänge auf der Nordseite unterbrochen, von denen der interne Zugang genau die Position und Ausdehnung eines Fensters gehabt hätte. Ohne diese Unterbrechung wären es insgesamt sieben Fenster, von denen das im Westen genau auf der Ost-West-Linie gelegen hätte. Dabei täuscht die Schmalheit der Fensteröffnungen auf der Grundrissskizze darüber hinweg, dass die Höhe der schlanken Fenster bei Bedarf dennoch genug Licht für einen ausreichend hellen Raum erbracht hätte.

Auf der Ostseite kann man nun etwas deutlicher erkennen, was schon auf dem Plan vom 9. August eingezeichnet worden war. Es handelt sich offenbar um eine Art rechteckiges Rednerpodium, das von zwei Seiten über jeweils zwei Stufen betreten werden konnte, mit einer Ablage in der Mitte der dem Saal zugewandten Seite. Allerdings ist dieses Element auch hier offenbar nicht von Beginn an geplant gewesen, sondern erweckt den Eindruck einer nachträglichen Einfügung.

Noch stärker scheint der Entwurf des Untergeschosses (Abb. 6) bearbeitet worden zu sein, in das zwei Mal sieben Treppenstufen hinabführen. Versucht man hier einmal die Bearbeitungsschichten freizulegen, kommt man zunächst auf die Ebene mit dem Grundgerüst der Außenmauer, die hier deutlich mehr Fensteröffnungen als das Geschoß darüber aufweist. Die Ausrichtung verläuft mit dem auf der Ostwestachse positionierten Westfenster wie dort, jedoch wurde hier jeweils ein Fenster zwischengeschaltet, so dass sich insgesamt 14 gleichmäßig gereihte, kleiner dimensionierte Öffnungen ergeben würden, wenn man einmal von der Nordseite mit dem Zugang und der Treppenhauswand absieht, welche insgesamt den Raum von drei Fenstern einnehmen. Unterhalb des Verbindungsganges zum Hauptgebäude sind Räume für Kohlen und Geräte bestimmt.

Als nächstes wurde anscheinend ein konzentrischer Doppelkreis in den Grundriss eingetragen und mit sieben gleichmäßig angeordneten ausgefüllten Kreisen versehen, die den Gedanken an Säulen nahelegen. Die Position der sieben Elemente scheint zunächst mit dem Blick auf die Ostwestachse eher willkürlich gesetzt, wird aber beim Blick auf die Außenwandgliede-

rung klar, wo das Element (bzw. die Säule) jeweils vor der Mitte eines Wandstückes zwischen zwei Fenstern steht, allerdings nicht vor jedem, sondern immer vor jedem zweiten.

In einem weiteren Schritt wurde nun mit Zirkel und einem etwas dickeren Stift noch ein zweiter konzentrischer Doppelkreis in das Bisherige eingefügt, der in etwa in der Mitte zwischen dem inneren Doppelkreis und der Wand liegt. Auf diesen äußeren Doppelkreis wurde schließlich aus freier Hand noch eine Reihe von Kreisen gezeichnet und diese durch zwei parallele Striche mit der Außenwand verbunden. Die Position dieser Kreise folgt derjenigen des inneren Doppelkreises und vermittelt so zwischen diesem und der Gliederung der Außenwand. Durch den äußeren Doppelkreis mit seinen Elementen wird zugleich der Zusammenhang zwischen der Wandgliederung und den sieben Elementen des inneren Doppelkreises augenfälliger

Geht man einmal davon aus, dass es sich bei den Kreisen um Kürzel für Säulen handelt, besteht das Ergebnis der Skizze in dem Grundriss für einen Raum, der in einem äußeren Kreis genau zwei mal sieben Säulen aufweist, die durch Bögen oder Architrave mit der Außenwand verbunden sind, und dazu noch einen inneren Kreis mit noch einmal sieben Säulen aufweist. Der Raum wird in der Höhenangabe als «Saal» bezeichnet, was eine eher unzutreffende Bezeichnung für eine Garderobe oder ähnliches sein dürfte.

Schaut man diesen Entwurf mit dem für das Erdgeschoss zusammen, wird man sogleich an die Struktur des Stuttgarter Zweighauses erinnert, dessen Räume im Herbst 1911 in Zusammenarbeit von Schmid Curtius und Ernst August Karl Stockmeyer fertiggestellt und am 15. Oktober 1911, also sechs Wochen vor dem Entwurf eingeweiht worden waren. Auch hier befand sich im Erdgeschoß ein Logenraum mit entsprechender Einrichtung für den Vortragsredner und im Untergeschoß ein Raum mit zwei mal sieben Säulen, die auf dem Grundriss der Baueingabe vom September 1910 sogar fast kreisförmig angeordnet sind.12 Es liegt also nahe, davon auszugehen, dass man sich gegen Ende des Jahres 1911 Gedanken darüber machte, in dem turmartigen Gebäude, dessen Mittelpunkt mit dem des gesamten Johannesbau-Areals zusammenfällt, ein Ensemble zu realisieren, das sich ohne Bruch an den Stuttgarter Vorläufer anschließen ließe. In diesem Ensemble wäre der Raum für kleinere, intimere Zusammenkünfte, Vorträge und gemeinsame Handlungen gewesen, deren konkrete Umgebung zunächst nur auf grundsätzlicher Ebene angedacht worden war. Strategisch war es auch im Hauptgebäude sinnvoll, sich nicht schon mit den Details der Ausstattung zu befassen, sondern zunächst nur solche Strukturen anzulegen, die Chance hatten, von den lokalen Baubehörden auch genehmigt zu werden.

4. Das Modell und die Pläne vom Februar 1912

Weitere Pläne vom Ende Januar zeigen, dass die Konzeption des Turmbaus weiter fortgeschritten war, diesmal mit Schwerpunkt auf den oberen Stockwerken, deren statische Verhältnisse in Stuttgart vom Ingenieurbüro Otto Rebmann durchgeprüft und durchgerechnet wurden (Abb. 7). Auf diesen erkennt man, wie über dem ersten und zweiten Stock, in denen offenbar Privaträume (u. a. für Rudolf Steiner?) geplant waren, im Dachgeschoß statt dem gerundeten Turmhelm von August 1911 nun ein sechseckiges Dach konzipiert wird, das in den Zwischenräumen zum runden Baukörper einen gewissen Platz freilässt, der dort mehrfach als «Plattform» bezeichnet wird. Außerdem wird unter dem Dach nun Platz für drei Zimmer, zwei Kammern

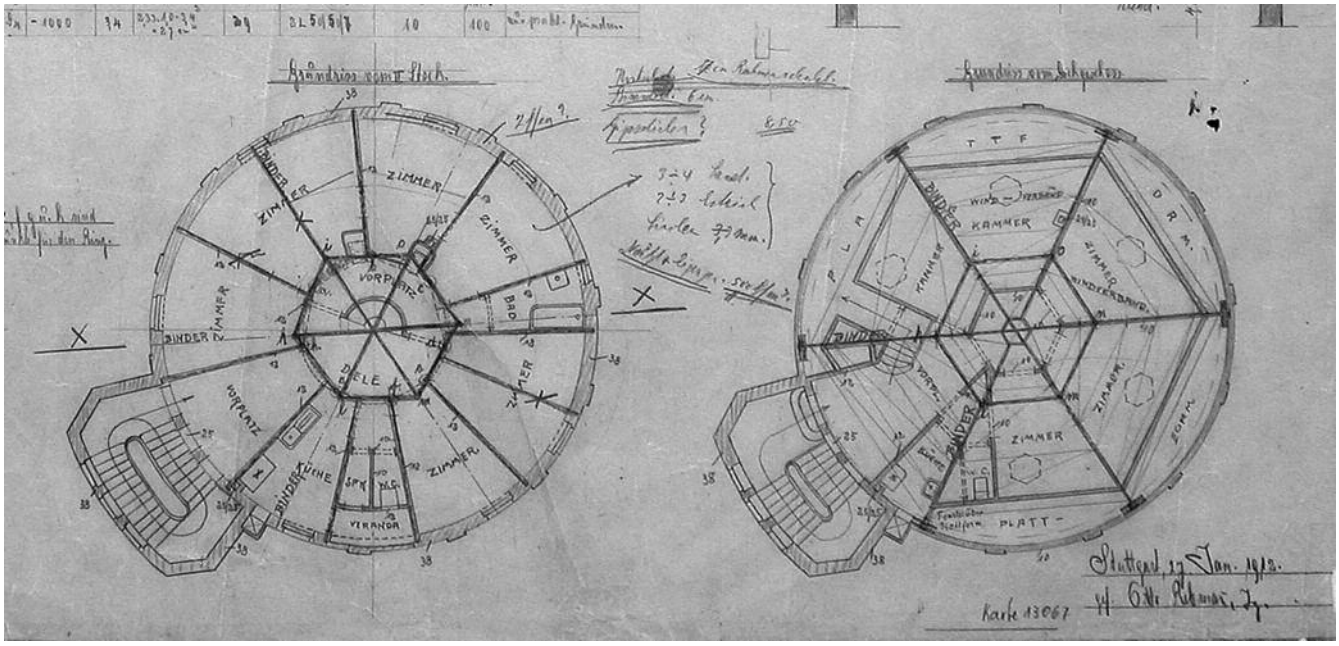

Abb. 7: Statische Berechnungen des Ingenieurbüros Rebmann

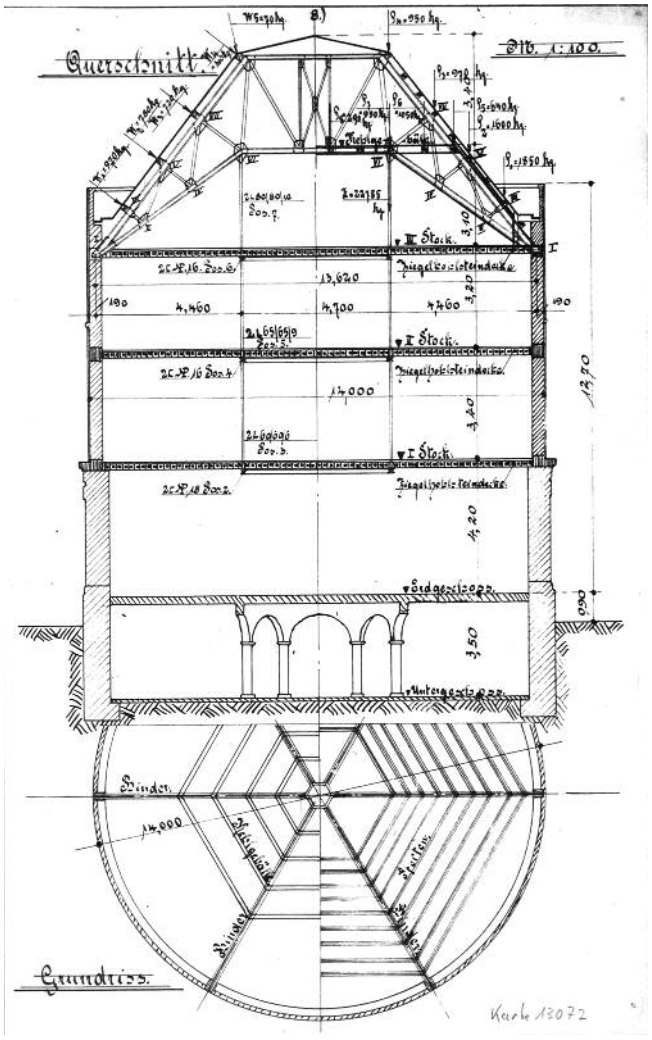

Abb. 8: Querschnitt

Abb. 9: Modell des Johannesbaus (Abguß), Detail

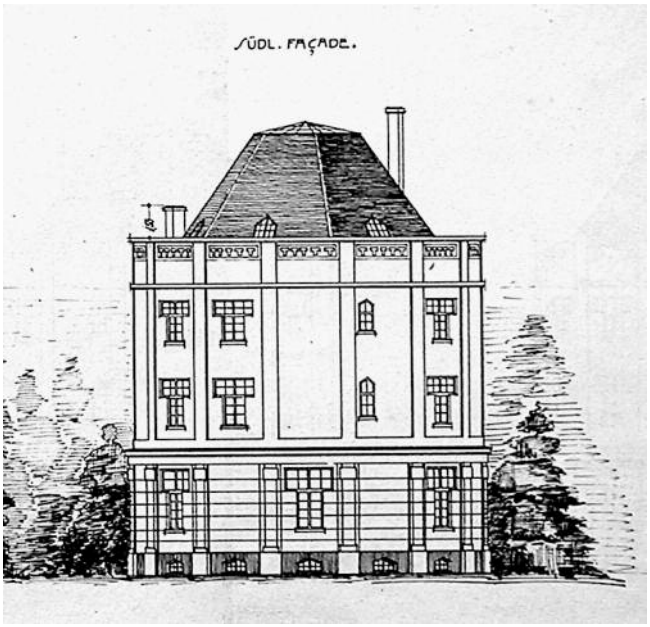

Abb. 10: Querschnitt südliche Fassade

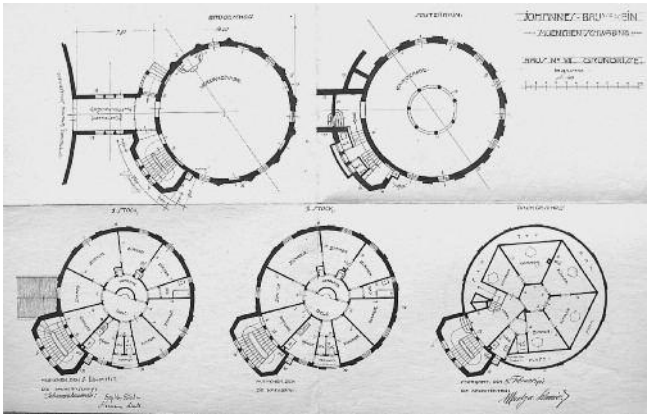

Abb. 11: Grundrisspläne der Geschosse Februar 1912

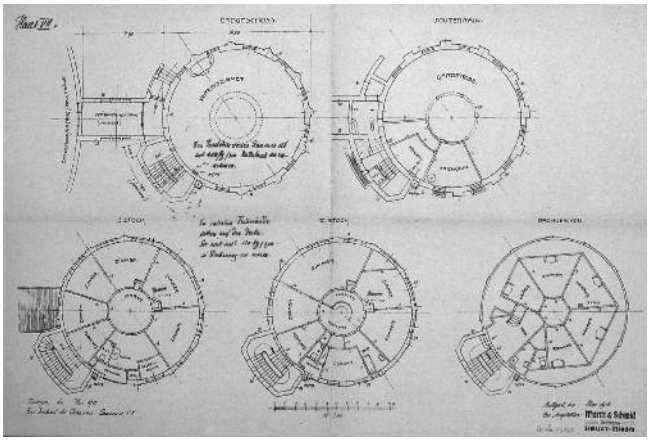

Abb. 12: Grundrissplane der Geschosse Mai 1912

sowie eine Küche anberaumt. Auf einem undatierten, aber wohl in derselben Zeit verfassten Plan, der sich ebenfalls mit der Statik befasst (Abb. 8), kann man sehen, inwiefern es sich bei den Kreisen der Pläne vom 2. Dezember tatsächlich um Skizzen für Säulen mit verbindenden Bögen gehandelt haben dürfte.

Wie man sich den Turm zu diesem Zeitpunkt vorstellten, wird an dem Modell deutlich, das nach dem Wunsch der Baukommission vom 20. Januar 1912 verfertigt und zusammen mit dem neuen Baugesuch vom 5. Februar 1912 eingereicht wurde (Abb. 9). Im Vergleich zwischen dem Modell und der entsprechenden Aufrisszeichnung (Abb. 10) lässt sich sowohl deren Übereinstimmungen erkennen als auch die Tatsache, dass die Ausführung des Modells an manchen Stellen weniger differenziert ist als die Zeichnung.

Zunächst einmal fällt am Gesamteindruck auf, dass aus dem beinahe schlanken Gebäude vom August 1911 mit seinem geschwungenem Dach ein stereometrischer Körper geworden ist, dessen anschauliche Kontraste durch die veränderte Dachgestaltung deutlich stärker hervortreten, sowohl durch die klaren Polygonalflächen der Dachschrägen als auch durch die nun erst sichtbare Dachbrüstung, welche die zylindrische Grundform des Gebäudes stärker ins Bewusstsein treten lässt. In dieselbe Richtung geht die Wirkung der Lisenen sowie des horizontalen Bandes, welches den unteren von dem oberen Teil des Gebäudes trennt und beim Modell aufgrund der dort nötigen Vereinfachung den Eindruck vermitteln kann, als handele es sich um ein technisches, aus mehreren Teilen zusammengeschraubtes Objekt. Die Fenster der verschiedenen Etagen haben sich gestalterisch angenähert, indem das offenbar von Schmid-Curtius stammende Grundmodell des T-förmigen Fensters auch hier Anwendung fand. Lediglich durch die Dimensionen unterscheiden sich auf der Zeichnung die Fenster der Etagen, während es sich beim Modell um dieselben Fenstertypen für den unteren und den oberen Gebäudeteil handelt. Weitere Details, die nur auf der Zeichnung in Erscheinung treten, sind die Schrägen der Fensteröffnungen im Untergeschoß, die feinere Wandgliederung im Parterre, der Fries aus feinen T-förmigen Öffnungen an der Dachbrüstung sowie die offenbar durchfensterte Spitze des Gebäudes.

Die am 5. Februar eingereichten Grundrisspläne (Abb. 11) bieten wie die zeitgleich entstandenen Pläne zur Warmwasserheizung nichts wesentlich darüber Hinausgehendes. Es ist ein Niveau der gestalterischen Konsolidierung erreicht, an dem standardisierte Grundrisspläne des Turms und seiner Geschosse zur Verfügung stehen, die als verlässliche Basis für statische und sonstige Detailberechnungen externer Partner dienen können. Das Souterrain mit seinem Siebensäulenkranz wird den Behörden gegenüber als «Garderobe» bezeichnet, und auf dem Grundriss des Dachgeschosses erkennt man deutlicher als am Modell, inwieweit auf der Plattform auch genügend Bewegungsfreiheit vorhanden ist. Auffällig ist noch, dass mittlerweile im Erdgeschoß zwischen den Fenstern Nischen geplant sind und im Souterrain das Fenster im Westen verschwunden ist; ein Hinweis darauf, dass man hier etwas geplant hat, das als Ausstattung nicht auf dem Plan für das Baurechtsamt erscheint. Für eine bloße Garderobe wäre das Auslassen dieses einen westlichen Fensters unnötig.

Geht man einmal davon aus, dass es sich bei den Wohnungen im Turmgebäude allein von dem Ort im Zentrum des Areals her nicht um Wohnungen mit demselben Status wie denjenigen der umgebenden Häuser handeln dürfte, stellt sich auch die Frage nach dem Sinn der Plattform auf dem Dach des Turmes. Hier wird es sich auch wohl kaum um eine Art Privatbalkon für die Bewohner oder Benutzer der darunterliegenden Räume gehandelt haben, sondern um eine Situation, die sich am besten für Himmelsbeobachtungen und / oder wissenschaftliche Versuche eignet. Auch hier darf somit wie bei den anfangs erwähnten Bezeichnungen der Räume im Hauptgebäude in Erwägung gezogen werden, dass es sich um Orte und Gegebenheiten für wissenschaftliche Beobachtungen und entsprechende Experimente gehandelt haben könnte.

5. Das Ende des Projekts

Nach dem erneuten Baugesuch vom 5. Februar kamen Anfang März 1912 von Seiten der lokalen Baukommission weitere Änderungsforderungen, die Schmid-Curtius zufolge zu tief in das Konzept des Johannesbaus eingriffen und die der Bauverein daher ablehnen musste. Es folgten Sitzungen der Künstlerkommission, Besuche und Gespräche zwischen Vertretern des Bauvereins und den verschiedenen Münchner Instanzen, vom Dekan der Erlösergemeinde über Theodor Fischer, dem Vorsitzenden der Künstlerkommission und zugleich Architekt der Erlöserkirche bis hinauf zu den politischen Würdenträgern. In seiner privaten Chronik des Bauverlaufs vermerkte Carl Schmid-Curtius zum Mai 1912 zusammenfassend «langwierige Kämpfe mit der Regierung».[13]

Spätestens in dieser Phase scheint das Projekt des zentralen Turmgebäudes allmählich oder aber in wenigen Schritten aufgegeben worden zu sein; ob nun aufgrund zu erheblicher Widerstände oder aber aus anderen Überlegungen heraus, ist schwer zu ermitteln. Formal gab es sicher gegenüber dem Gebäude Nr. VII, wie es auf den Plänen bezeichnet wurde, weit weniger zu monieren als gegenüber dem Fünfeckhaus oder dem Hauptgebäude. Vielleicht stehen daher hinter den Planänderungen eher davon unabhängige Überlegungen, die in diesem Gebäude geplanten Tätigkeiten und Zusammenkünfte an anderem und hierfür besser geeignetem Orte innerhalb des Areals zu realisieren. Berücksichtigt man einmal allein den stetigen Zuwachs an Mitgliedern in dieser Zeit, wird ein Raum mit ca. 12-13 Metern Innendurchmesser sicher schnell seine Kapazitäten erschöpft haben, während unmittelbar nebenan im Hauptgebäude ein weitaus größerer Raum zur Verfügung stand.[14]

So findet sich auf einem Plan vom Mai 1912 (Abb. 12) eine kleine, aber signifikante Änderung auf Souter-

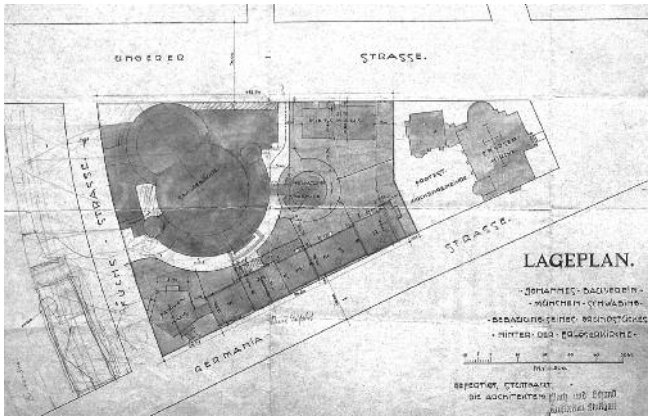

Abb. 13: Lageplan mit Bleistiftanderungen

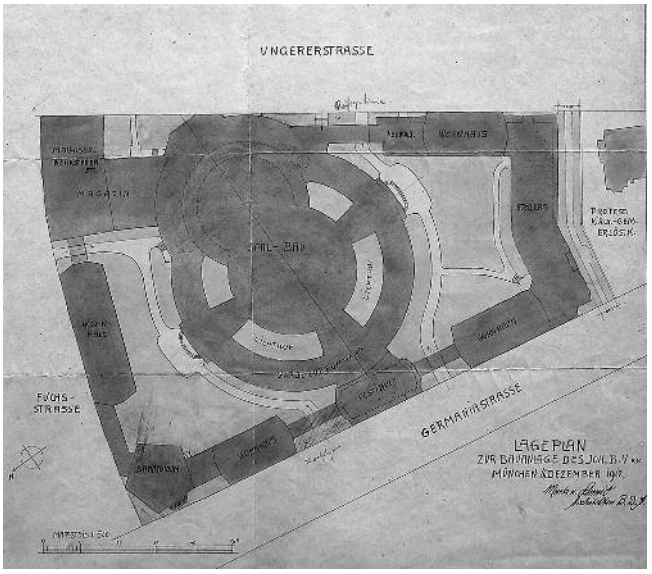

Abb. 14: kolorierter Lageplan ohne Verwaltungsgebaude

rainebene: Hier wird der Raum zum ersten Mal durch Zwischenwände aufgeteilt und die Kohlenkammer, die vorher unter dem Durchgang zum Hauptgebäude gelegen hatte, ohne ersichtlichen Grund in das Untergeschoß des Turms verlegt. Des weiteren findet sich dort eine «Waschküche» sowie ein L-förmiger Gang, durch den man vom Treppenhaus zur Waschküche gelangen kann. Während die Bezeichnung «Garderobe» auf den anderen Plänen des Untergeschosses noch genügend Raum für andere Möglichkeiten offenließ, darf sie mit der Aufteilung der Rotunde in asymmetrische Raumglieder ohne weiteres wörtlich genommen werden. Spätestens zu diesem Zeitpunkt dürfte es als ausgemacht gelten, dass hier an die Möglichkeit eines Versammlungsraums (auf früheren Plänen «Saal» genannt) im Anschluss an das Stuttgarter Konzept nicht mehr gedacht wurde.

Der nächste große Schritt bei der Planung des Geländes kündigt sich auf einem nicht mit Datum versehenen, aber sicher im Jahre 1912 entstandenen Lageplan (Abb. 13) an, auf welchem der als «Verwaltungsgebäude» bezeichnete Turm noch eingezeichnet ist. Der Plan diente jedoch zugleich als Basis für Skizzen, die offenbar mit einer möglichen Erweiterung des Geländes nach Norden über die Fuchsstraße hinaus zusammenhängen. Diese Möglichkeit ist dann wiederum die Basis für den ausgeführten Lageplan vom 12. Dezember 1912 (Abb. 14), auf dem der Turm nun verschwunden ist und der Zentralbau auch nach Norden hin von einer Häuserzeile eingerahmt wird. Die Verwaltung wird dementsprechend unspektakulär einem der Häuser an der Ungererstraße zugeordnet.

Der Zu- und Abfluss der Besucher des Johannesbaus wird nun durch einen umlaufenden Garderobenumgang besser verteilt, der vom Hauptbau durch mehrere Lichthöfe abgesetzt ist; außerdem kann man nun auf direkterem Wege von der Germaniastraße aus durch ein Vestibül in das Hauptgebäude eintreten. Die Magazinräume, aber auch die Ateliers sind deutlich vom Hauptgebäude abgerückt, und durch die Form der drei Zugänge erscheint der Doppelkuppelbau stärker als zuvor wie mit einem das Ganze durchdringenden Achsenkreuz versehen. Der Gesamtentwurf wirkt auf diese Weise weiter geklärt und verhältnismäßiger gegliedert.

Mit diesem Plan war im Dezember 1912 ein Stadium erreicht, von dem aus keine nennenswerte weitere Entwicklung mehr stattfand. Wie Max Benzinger in seinen Erinnerungen berichtete, war mit dem Besuch von Vertretern des Bauvereins beim neuen Regenten Ludwig III. gegen Ende des Jahres 1912 und dessen spontaner Reaktion, man bräuchte nichts derartig Neues in München, das Projekt bereits zum endgültigen Scheitern verurteilt.[15] Mit dem Brief vom 12. Januar 1913 erfolgte dann auch die schriftliche Ablehnung aufgrund «schönheitlicher Standpunkte» durch den bayerischen Innenminister Freiherr von Soden. Doch nur wenige Wochen davor war Rudolf Steiner Ende September 1912 bei einem Besuch in Dornach von dem Basler Zahnarzt Emil Grosheintz ein geeignetes Gelände zum Bau auf dem dortigen Hügel angeboten worden. Und obwohl man bereits im März 1913 innerhalb des Johannesbauvereins über die Verlegung des Projekts in die Schweiz nachdachte, noch im selben Monat mit dem dortigen Landkauf begann und am 18. Mai die Entscheidung zum Wechsel bekanntgegeben wurde, entstand noch einmal ein letzter, auf den 5. Juni 1913 datierter Lageplan des Johannesbaus auf dem Münchner Gelände, von dem man sich bereits verabschiedet hatte.

Mit dem Umzug nach Dornach waren die Karten neu gemischt. Rudolf Steiner war inzwischen nicht mehr Sekretär der deutschen Sektion der theosophischen Gesellschaft, sondern die maßgebliche Orientierungsgestalt der Anfang 1913 gegründeten anthroposophischen Gesellschaft. Das Projekt war nicht mehr das Ergebnis einer Initiative Münchner Mitglieder, sondern das einer Menschengruppe, die sich um Rudolf Steiner

gruppierte und sich zum Teil ab August 1913 in Dornach und dem benachbarten Arlesheim anzusiedeln begann. Dafür war Steiner von Beginn an mit der Gestaltung des Baus befasst, und legte von Anfang an selbst Hand an, indem er persönlich das erste kleine Modell des Baus aus schwarz gefärbtem Wachs verfertigte.

***Prof. Dr. Roland Halfen**, geb. 1958, Studium der Kunstgeschichte, Philosophie und Archäologie in Freiburg (Br.) und München. Promotion über das Westportal der Kathedrale von Chartres. Assistent von Prof. Franco Volpi am Institut für das Studium fundamentale der Universität Witten/Herdecke; Dozent für Kunstgeschichte und Leiter des Fachbereichs Studium generale an der Europa-Akademie in Isny (Allgäu) Seit 2002 am Rudolf Steiner Archiv in Dornach als Herausgeber des künstlerischen Werkes von Rudolf Steiner innerhalb der Rudolf Steiner Gesamtausgabe. Seit 2010 Dozent für Kunst- und Kulturgechichte an der Freien Hochschule für Waldorfpädagogik in Stuttgart. Vortrags- und Seminartätigkeit im deutschsprachigen Raum. Publikationen zur Kunstgeschichte (Chartres-Monographie, 4 Bde 2001-2011), Philosophie (Großes Werklexikon der Philosophie), Ästhetik und Gegenwartskunst.*

Anmerkungen

1 Vgl. dazu Rudolf Steiners Vortrag vom April 1915 (vorgesehen für GA 288), wo es heißt: «So entstand denn aus diesen und anderen, aus reinen Notwendigkeiten hervorgehenden Gründen, die Idee, einen solchen Bau einmal selber auszuführen und dabei zu verbinden einen Zuschauerraum mit einem Raum – der jetzt nicht «Bühne» genannt zu werden braucht –, einem Raum, der sich eignet, solche aus der geisteswissenschaftlichen Anschauung heraus geschöpfte Darstellungen in sich vollführen zu lassen.»

2 Alexander Strakosch, «Lebenswege mit Rudolf Steiner», Dornach 1994, S. 144.

3 Vortrag vom 19. Mai 1905 in Berlin (GA 92, S. 145).

4 Vgl. dazu die «Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe» Nr. 122: «Aufgabenstellungen von Rudolf Steiner für wissenschaftliche Forschungen», Dornach 2000.

5 Die Broschüre wurde, wie es dort heißt, «im Auftrage des Verwaltungsrates des Johannesbau-Vereins» verfaßt, trägt aber deutliche stilistische Zeichen der Autorschaft von Marie von Sivers. Auch in der Broschüre (S. 5) wird von der «wundervollen Synthese von Kunst, Wissenschaft und Religion» geschrieben, welche die geisteswissenschaftliche Arbeit kennzeichnen soll. Ferner heißt es dort: «Es ist heute schon durchaus möglich, wenn wir die unter uns wirkenden Mitarbeiter Revue passieren lassen, für fast alle Einzelgebiete Lehrkräfte namhaft zu machen, die, soweit Erkundigungen vorliegen, gerne bereit wären, einen Lehrauftrag zu übernehmen. Damit aber würde Geisteswissenschaft erst der Aufgabe gerecht werden können, die ihr von Anfang gestellt war: alle Gebiete des Lebens zu befruchten. Die Hochschule für Geisteswissenschaft wird das entwicklungsfähige Wissen der Akademien dort aufnehmen, wo seine offiziellen Vertreter es heute im Materialismus erstarren lassen und es hinaufführen zu dem Wissen vom Geiste […].»

6 Peipers hatte vor seinem Medizinstudium eine Zeit lang am Münchner Polytechnikum Architektur studiert.

7 Vgl. dazu Rudolf Steiner, «Farbenerkenntnis», Dornach 1990 (GA [291a]), S. 457–480, Abb. 9, 10.

8 Vgl. R. Halfen, Entwürfe Alexander Strakoschs für einen Theaterbau aus dem Jahre 1910, in: «Archiv-Magazin / Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe» Nr. 1 (2012), S. 108-113.

9 Aufzeichnungen Max Benzingers unter dem Titel «Erinnerungen an die Bauzeit des Ersten Goetheanum» Typoskript im Rudolf Steiner Archiv.

10 Auf der Zeichnung aus der Luftperspektive scheint es so, als würde die Turmhaube durch eine runde Lichtöffnung abgeschlossen.

11 Gleichwohl findet sich auf beiden Versionen als Maßstab die Angabe «1:100».

12 Siehe die Abbildung bei Sonja Ohlenschläger, Rudolf Steiner, «Das architektonische Werk», Petersberg 1999, S. 70.

13 «Archiv-Magazin / Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe» Nr. 2 (2013), S. 22.

14 Im März 1912 hatten die vier Münchner Zweige zusammengerechnet fast 250 Mitglieder, davon der Zweig München I von Sophie Stinde und Pauline von Kalckreuth allein 165 Mitglieder. Die Mitgliederzahl der deutschen Sektion wuchs gegenüber dem Vorjahr um 458 auf insgesamt 2318 Mitglieder, das ist eine Wachstumsrate von rund 20 Prozent.

15 Aufzeichnungen Max Benzingers unter dem Titel «Erinnerungen an die Bauzeit des Ersten Goetheanum» Typoskript im Rudolf Steiner Archiv.